Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung

Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe

Band: 30 (1936)

Heft: 16

Artikel: Schlange im Dschungel

Autor: Katz, Richard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-926511

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Belehrung

Ofterreise nach Paris. Im Louvre von Paris.

Der Louvre steht in der Mitte von Paris. Er ist ein gewaltiger Palast, der erste Königs= palast der französischen Könige gewesen. Der Name Louvre kommt von Wolf. Hier sammel= ten sich, als noch keine Stadt da war, die Wolfsjäger am Üfer der Seine. Im Jahre 1200 wurde der Grundstein gelegt zu einem Schloß unter König Franz I. Und von da an war der Louvre das Königsschloß bis zu Ludwig XIV., dem Sonnenkönig. Dem gefiel es nicht mehr, mitten in der Stadt Paris zu wohnen und so baute er das Schloß Versailles. Auch der Louvre hat seine Geschichte. Vom Louvre wurde am 24. August 1572 das Zeichen gegeben zum Morden der Hugenotten. Das waren die Reformierten in Frankreich. Es war der König Karl IX. selbst, der vom Fenster aus auf die flüchtenden Reformierten schoß. Das war der Anfang eines Bürgerkrieges in Frankreich, der für Frankreich recht unglücklich war. Mit dem Louvre zusammen= gebaut sind die Tuilerien. Auch das war ein königliches Haus, in dem Ludwig XVI. wohnte, als er von Versailles nach Paris zurückfam. An diesem Schloß klebt viel treues Schweizer= blut. Am 10. August wollte das Volk von Pa= ris das Schloß stürmen. Die königliche Wache, 900 Schweizer, verteidigten den Schloßhof gegen den wilden Pöbel. Sie wären auch Herr geworden. Aber der schwache König, Ludwig der 16., gab dem Stürmen seines Volkes nach und befahl den Schweizern, das Feuer einzustellen. Das war ihr Verderben. Nun stürzte der Pöbel auf die tapferen Soldaten, die sich nicht wehren konnten und der größte Teil wurde ermordet. Zum Andenken an ihren Hel= dentod und an ihre Treue wurde ihnen ein Denkmal gewidmet: Das Löwendenkmal in Luzern. Es stellt dar, wie die Schweizer sich wie Löwen gewehrt hatten, um das französische Königtum gegen sein eigenes Volk zu schützen. Ueberhaupt haben seit der Schlacht von St. Jafob an der Birs bei Basel, wo der spätere König Ludwig XI. die Tapferkeit der Eidge= nossen kennen gelernt hatte, viele brave Schwei-

das Leben gelassen. Als einmal die Schweizer mehr Sold haben wollten, meinte Ludwig XIV., mit dem Gold, das er schon gegeben hätte, könnte man eine Straße mit Silbertalern pflastern von Paris bis nach Basel. Aber ein unerschrockener Schweizer Offizier antwortete dem König: Und mit dem Blut, das die Schweizer für Frankreichs Könige vergoffen haben, könnte man einen Kanal füllen von Paris bis Basel. Noch einmal wurde der Louvre gestürmt und zwar im Jahr 1871, als Paris von den Deutschen belagert wurde und die Bevölkerung Hungersnot hatte. Die ganze faiserliche Büchersammlung mit 90.000 Bü= chern wurde verbrannt. Nach dem Sturz Na= poleons III. wurde das Königsschloß nicht mehr bewohnt. Heute ist es ein National= museum. Man könnte da wochenlang studie= ren. Das ganze Schloß ist voll von Sammlungen aller Art. Da sind Gemälde, die welt= berühmt geworden sind, von Leonardo da Vinci die Mona Lisa, die einmal gestohlen wurde, aber wieder gefunden werden konnte. Da ist die heilige Familie von Murillo. Das war ein spanischer Maler. Da sind die schönsten Gemälde von Millet: Angelus, das vom Staat für 700.000 französische Franken angekauft wurde. Der Künstler aber hatte nur ein paar tausend Franken dafür bekommen. Eine un= gerechte Welt; auch die Kaiserkrone Napoleons ist hier aufbewahrt mit einem der berühmte= sten Diamanten. So hat der Louvre eine Sammlung im Wert von vielen Millionen und viele Leute reisen nur nach Paris, um all diese weltberühmten Sammlungen zu studieren. Es ist nur schade, daß viele Gemälde hier nicht recht zur Geltung kommen. Der Louvre war eben als Schloß gebaut, nicht als Kunstmuseum. Und so übersieht man oft ein berühmtes Bild, weil es im Dunkeln hängt. Darum sollte man den Louvre hin und wieder besuchen. Wer in Paris gewesen ist, ohne den Louvre besucht zu haben, der hat nichts ge= sehen. -mm-

Schlange im Dichungel.

Kandy (Ceylon).

Königtum gegen sein eigenes Volk zu schützen. Ueberhaupt haben seit der Schlacht von St. Jakob an der Birs bei Basel, wo der spätere König Ludwig XI. die Tapferkeit der Eidgenossen keinen gelernt hatte, viele brave Schweizer Söldner im Dienst der französischen Könige

Mimosen-Sträuchern, die zitternd ihre Blätter schließen, wenn der Steigbügel sie streift. Das alles wuchert in feuchter, warmer Dämme-rung dicht zusammen, lebt eng eins vom andern. Lederne, bläuliche Blätter eines Krie= chers, lappig wie Elefantenohren, haben den Wipfel eines wilden Brotfruchtbaumes zuge= deckt und tragen als braune Riesenschoten schlafende Fledermäuse, zottige "fliegende Füchfe", die zu Hunderten kopfab von den Zweigen baumeln, den dürren Krallenfuß als Stengel. Den Palmenschäften sind breite Uebermäntel aus Kletterfarnen gewachsen. Nur die glas-harten, knotigen Bambusskämme halten sich frei von Aussaugern. Sie wachsen hier höher als dreißig Meter. In einem mächtigen Bü-schel ihrer Stengel klettert ein brauner Affe hoch; er muß unbedingt wissen, wer da ge= ritten kommt. Auch ein Chamäleon ist neugierig; es sitt talentlos grün auf dem gelben Riesweg und rollt seine kugeligen Glotzaugen. Nahebei pfeift ein Vogel wie ein Schuster= junge. Der Abend hat eine weiche Brise ge= bracht. Mit sprödem Knistern reiben sich die Bambusstämme aneinander.

Mit einem Male macht mein Vonn einen Satz zur Seite, daß ich beide Bügel verliere. Steht dann stocksteif still. Gerade gegenüber am Wegesrand schwankt ein dunkler, dicker Stab, verkürzt sich ein bischen, wird länger, freist ganz sachte. Es ist schon so dunkel, daß im Dschungel drin die Glühwürmchen aufschimmern, aber es ist noch hell genug, daß ich einen dreieckigen Ropf auf dem Stabe zun= geln sehe.

Eine Schlange!

Sie hat sich halbhoch auf dem Kringel ihres Schwanzes aufgestellt und wippt darauf wie auf einer Sprungfeder. Elastisch steigt und sinkt ihr Ropf, wie wenn er die Distanz schätte. Reine Robra, denn ihr Hals schwillt nicht über der Walze des Leibes an. Auch wäre eine Robra vor dem Rlappern der Hufe geflohen. Kobras reißen fast immer aus; nur wenn sie getreten werden oder in der Enge sind, steigen sie hoch und schlagen mit geblähtem Halfe zu. Nein, das ist keine Robra. Ich sehe grüne Flecken auf dem schwarzgrauen, dicken Leib und weiß: ärger als eine Kobra! Es ist die Bestie, welche die Singalesen "Thick-Polonga" nennen. Selbst ein frommer Buddhist tötet dieses Tier — wenn es nicht vorher den frommen Buddhisten tötet. Was wahr= scheinlicher ist.

Denn die Thick-Volonga ist die einzige Dschungel=Schlange, die den Menschen an= greift. Sie lauert, halb aufgerichtet, am Straßenrand und springt den an, der des Weges kommt. Wie ein bissiger Hund ist sie. Nur gefährlicher. Gegen ihren Bif gibt es kaum Hilfe; selbst für den Weißen nicht, der sonst besser geschützt ist als der blokfüßige Eingeborene. (Weil das Gift die offenen Rinnen der Zähne hinabfließt, versickert es zum guten Teil im Strumpf.)

Doch das Gift der Thick-Polonga ist so stark, daß auch eine Wenigkeit tötet. Da hilft kein Ausschneiden der Wunde, kein Ausbrennen mit der Zigarette und kein Unterbinden. Nur eine rasche Serum-Injektion des Arztes könnte retten — doch das ist im Dschungel keine Chance.

Meine Beine zittern so, daß ich die Füße

nicht wieder in die Bügel bekomme.

Dabei droht nur dem Pony Gefahr, nicht mir: denn ich trage lederne Reitgamaschen, und bis zum Knie kommt die Bestie gewiß nicht.

Kann die Schlange die knappen drei Meter der Wegbreite überspringen? Wird sie?

Langsam, mit dem sicheren Instinkt des bestrohten Tieres, beginnt mein Pony rückwärts zu schreiten, setzt vorsichtig Huf hinter Huf, ohne die Augen von dem dunklen Stab zu wenden. Nun sind es vier Meter, nun fünf und nun bekommt sie uns gewiß nicht mehr!

Ich will das Pferd herumreißen, aber es wartet die Zügel nicht ab. Die Hinterhand ins Gestrüpp gedrückt, wendet es ganz kurz und galoppiert den Weg bergab, zurück. Ich bin bügellos, habe die Beine hochgezogen, halte mich am Sattelknopf und schwize vor alberner Angst, als sauste die grüngefleckte graue Walze neben mir her, den Kopf hoch, diesen infer= nalischen dreieckigen Ropf!

Erst beim Regierungs=Rathaus von Vera= denha, zwischen der großen Kakaopflanzung und dem Botanischen Garten, gewinnen wir die Landstraße wieder. Vom Vony läuft das Wasser, aber es ist ruhig geworden und läßt

sich geduldig vom Hoffuli abreiben.

Im Speisezimmer sitzen ein paar europäisch gekleidete Mischlinge beim Dinner. "Saben Sie Fieber?" fragt mich der eine, wie ich grünblaß in den Kohrstuhl falle. — "Am Wege saß eine Thick-Bolonga!" — "Fa, jetzt kommt ihre Zeit", sagt der Braune gleich= mütig, "nach dem kleinen Monsum kommen

0

sie aus ihren Löchern. Bei Sonnenuntergang soll man zu Hause sein. Das ist das Beste."

"Es kommt sehr selten vor", beruhigt der Alte, "daß ein Weißer an Schlangenbiß stirbt. Einer Thick-Polonga freilich muß er aus dem Wege gehen. Die anderen machen nicht viel; acht Tage krank, dann wieder gesund; das ist die Regel. Wenn man keinen Dickkopf hat, wie der selige Inspektor von der Gummisplantage..."

"Was war mit dem?"

"Ach, der glaubte nicht an Schlangenbisse, glaubte einfach nicht daran. Einmal abends, die Sonne war schon unten, kramt er noch auf der Veranda in seinen Blumentöpfen her= um. — "Laß das", sagt seine Frau, "es kann eine Schlange darin sein. '— "Die dumme Schlangenfurcht", lacht er. — Sie müssen wiss sen, es war ein Schotte und einer von der dickköpfigen Sorte. — "Au!" schreit er mit ei= nem Male, "nun hat mich doch so ein Biest erwischt!' Die Frau rennt um ein Messer, will die Wunde ausschneiden. "Unsinn", sagt der Schotte, auf zehn harmose Schlangen kommt erst eine giftige; ich werde nicht ge-rade an die geraten sein. Die Frau läuft ans Telephon, ruft den englischen Arzt in Kandh an. Sie wissen, wie es mit dem Telephon geht. Es ist für ruhigere Geschäfte berechnet als für Schlangenbisse. Bevor sie es ihm ge= sagt hatte, waren zehn Minuten vorbei, und als sie zurückfam, hatte der Inspektor schon Krämpfe. Nach dreißig Minuten war er blau im Gesicht. Er starb dreiviertel Stunden nach dem Biß, gerade als das Auto des Arztes vor seinem Tor hielt. Hätte er geschnitten und gebrannt, lebte er heute noch. Aber was wollen Sie — ein Schotte eben! — Run, Sie nehmen doch wenigstens vom Roastbeef?"

"Nein", sagte ich, "für heute habe ich von der Thick-Polonga genug und von Ihrer Erzählung. Schicken Sie mir Whisky aufs Zimmer."

An diesem Abend bin ich spät eingeschlasen und habe nachts die Lampe brennen lassen.

Aus "Afien, Reisebilder bon Richard Rat".



Zur Unterhaltung

Meine Nachbarin.

Sie ist ein altes verrunzeltes Weib. Ihr Leben lang hat sie gearbeitet wie ein kräftiges Zugtier. Darum sind ihre Hände rauh, die Finger kurz und stumpf, und die Haut hängt ihr wie rohgegerbtes Leder über die Gesichtsknochen. Wenn sie lacht, darf man sie

nicht ansehen.

Am Sonntag war der Herr Schwiegerschn mit Familie bei ihr auf Besuch. Frgendein Bankangestellter aus der Stadt, mit hohem Stehkragen und gefälschter Uhrkette. Die Frau hatte zwar ein spitziges Gesicht und übernächtigte Augen; aber sie trug ein seidenes Kleid; wie das rauschte, wie das rauschte! Die Alte war im stillen ganz entzückt. Und erst das Kind, seh das Kind! So hübsch war das! Sin mit Belz verbrämtes weißes Häubchen, ein himmelblaues Jäckhen und ein prächtiges Spitzenröckein, und erst die Schühlein — seh, die schönen gelben Schühlein; das war ja — ach, das war so — so vornehm, oh, die reichen Leute!

Der magere Bankangestellte stopfte sich den Rest des Kuchens, den die Alte aufgetragen hatte, in den Mund. Dann holte er mit großer Gebärde ein billiges Zigarrenetui aus der Brusttasche und steckte sich eine noch billigere Zigarre in den Mund und sagte mit fürstlicher Nachläßigkeit: "Ja, Mama — der seine Herrsagte zu der Alten "Mama", das freute sie so — "das ist ja alles recht nett, aber das kostet auch sürchterlich viel Geld!"

Die Frau mit dem spitzigen Gesicht neigte

sich über ihr Kind.

Die Alte machte große Augen. "Ja, das glaub' ich," sagte sie und strich die Schürze glatt. "Aber du verdienst ja so viel!"

Der Herr strich mit dem kleinen Finger mit dem falschen Diamantring die Asche von der Zigarre und lächelte vornehm. Es tat ihm wohl, daß er der Alten imponierte.

Sie gingen bann ins Haus.

Am Abend sah ich noch dem Abschied zu. Die Alte stand unter der Gartentüre und sah den dreien, dem eleganten Herrn, der seiden-rauschenden Frau und dem herzigen Schatz, dem Kleinen mit dem pelzverbrämten Häublein, nach, so lange sie konnte.

Aus J. Bührer: "Aleine Stizzen von kleinen Leuten".